

Kein Empfang

Eine willkommene Möglichkeit zum Abschalten: Wer das *Erste* und die dritten Programme schauen möchte, muss dafür zukünftig ein HD-taugliches Gerät besitzen. Denn diese Sender können zahlreiche ältere Fernseher ab 7. Januar nicht mehr empfangen. Dann stellt die ARD laut einer Mitteilung die Satellitenverbreitung ihrer Sender in SD-Qualität ein und sendet nur noch in HD-Qualität, große Kabelnetzbetreiber wollen bei der Abschaltung parallel mitziehen.

Vor etwa einem Jahr verfügen laut dem Branchenbericht »Astra TV Monitor 2023« rund 2,7 Millionen TV-Haushalte in Deutschland nur über ein SD-Gerät. Die Programme ZDF, ZDF Info, ZDF Neo, 3sat und Kika werden laut deren Ankündigung im November dieses Jahres mit der SD-Abschaltung folgen. Der Kultursender Arte sowie Phoenix und der Spartensender One sind bereits seit 2022 ausschließlich in HD zu empfangen.

Die Abkürzung SD steht für ein digitales Fernsehsignal in Standardauflösung, diese Qualität gilt seit Jahren als veraltet. Alle großen TV-Sender bieten inzwischen auch HD-Qualität an, also eine Übertragung in gestochen scharfer Bildauflösung. Die großen deutschen Privatsender sind nach einer Umfrage der *dpa* noch auf absehbare Zeit in SD zu empfangen. Eine Abschaltung sei nicht geplant, betonten die Sendergruppen Pro-sieben-Sat.1 und RTL Deutschland.

Die Abschaltung der SD-Übertragung betrifft zwar im engeren Sinne nur TV-Haushalte, die ihre Fernsehprogramme über Satellit empfangen. »Allerdings könnte die SD-Abschaltung auch für Kabelfunktionen und Kabelkunden eine Umstellung bedeuten, da einige Kabelnetzbetreiber bereits angekündigt haben, die Verbreitung der Fernsehprogramme der ARD in SD-Qualität ebenfalls am 7. Januar 2025 zu beenden«, so die ARD. (dpa/jW)

Raketenmänner

Elon Musks Raketenbude bekommt Konkurrenz: Am Mittwoch will das Raumfahrtunternehmen »Blue Origin« von Amazon-Gründer Jeff Bezos seine »New Glenn« zum ersten Mal starten. Die Rakete soll nach Angaben der US-Luftfahrtbehörde FAA um ein Uhr (Ortszeit, sieben Uhr MEZ) vom Weltraumbahnhof Cape Canaveral in Florida abheben. Bisher wird die kommerzielle Raumfahrt von Musk's Unternehmen Space X dominiert.

»Blue Origin« bestätigte den Mittwoch als Starttermin noch nicht offiziell. »Nächster Halt: Start«, verkündete Bezos aber im Onlinedienst X und veröffentlichte ein Video, in dem die gewaltigen Triebwerke der Rakete zu hören sind. Sie wird auf ihrem ersten Flug einen Prototyp von »Blue Ring« transportieren, ein vom US-Verteidigungsministerium finanziertes Raumfahrzeug, das Satelliten ins All bringen soll. (dpa/jW)

Schmecken, riechen, fühlen

Noch eine Woche lang sind die Arbeiten von Rirkrit Tiravanija im Berliner Martin-Gropius-Bau zu erleben. Von Sabine Lueken

Ich rede echt nicht gern über Kunst«, sagt Rirkrit Tiravanija, der in Buenos Aires als Sohn eines Diplomaten geborene thailändische Künstler. Das ideale Museum wäre für ihn eins, in dem man Feuer machen kann und Dinge verbrennen. Wo es regnet, wo das richtige Leben stattfindet und wo jeder freien Zutritt hat, ohne eine Gegenleistung zu erbringen. Mit anderen Worten: ein öffentlicher Raum für Begegnung, von denen es heute immer weniger gibt.

Insofern ist der Berliner Martin-Gropius-Bau, eines der größten Ausstellungshäuser für zeitgenössische Kunst in Deutschland, nicht unbedingt der ideale Ort. Oder doch? Jenny Schlenzka, die neue Leiterin, gibt mit dieser Ausstellung die Richtung an, in die sie das Haus entwickeln will: Zugang für ein breites Publikum, ein Programm, »das alle Sinne anspricht, nicht nur den Sehsinn. Schmecken, riechen, fühlen, Musik hören, tanzen.« Dazu gehört bereits Baubau, der seit September bestehende kostenlose Spielort für Kinder.

Interventionen und Kritik

Tiravanijas Ambitionen gehen über Schmecken, Riechen, Fühlen hinaus. Er will mit seiner Kunst kulturelle Differenzen wahrnehmbar machen. Wie schauen wir auf die Welt? Wie erleben wir sie? Insbesondere den westlichen Blick, die Art und Weise, Objekte zu sammeln, zu bewerten und zu kategorisieren, Fremdes den eigenen Wahrnehmungsmustern zu unterwerfen, hinterfragt er mit seinen Arbeiten, ebenso die Aneignung von Objekten durch westliche Institutionen. Auch im Vorläufer des Gropius-Baus waren solche Objekte ausgestellt, zum Beispiel im Schliemann-Saal in den 1920er und 30er Jahren der aus dem damaligen Osmanischen Reich geraubte »Schatz des Priamos«.

Die Ausstellung wirft Paradoxien auf. Man muss Eintritt bezahlen und betrachtet Arbeiten, die als Intervention und Kritik am Kunstbetrieb entstanden, aber hier in einer großen Retrospektive aus fast 40 Jahren als Kunst im »White Cube« gezeigt werden. Paradox auch, dass diese Arbeiten, die den Eindruck von Spontaneität erzeugen, überwiegend Reenactments alter Installationen sind. Auswahlkriterium war ihr Bezug zu Deutschland. Ist das Kunst, oder sind das nur die Überreste einer Kochaktion in asiatischem Streetfood-Stil? (»untitled 1993 [flädlesuppe]«) Paradox auch, dass Tiravanija den Geniekult früherer Kunstauffassungen ablehnt, sich als immer unterwegs seiender Kunstnomade inszeniert, diese Haltung aber in der Installation »untitled 2003 (in the future everything will be chrome)« mit verschmitztem Humor unterläuft.

Referenzen und Zitate

Der Kunstrichtung der »relationalen Ästhetik«, ein Begriff des Kunstkritikers Nicolas Bourriaud von 1998, von manchen auch abwertend »Mitmachkunst« genannt, fühlt sich Tiravanija nicht zugehörig. Sein Interesse wurde durch Kasimir Malewitschs »Weiß auf Weiß« (1918) und Marcel Duchamps »Fountain« (1917) geweckt. Als junger Kunststudent wunderte er sich über die Objekte in den Vitrinen des Chicagoer Ethnologiemuseums, die in seiner Heimat als Essgeschirr benutzt wurden. »Was liegt näher, als den Topf aus der Museumsvitrine zu holen und darin zu kochen?« fragte er sich. Die Verköstigung von Ausstellungsbesuchern bei seiner ersten Einzelausstellung in New York 1990 mit Pad Thai ist legendär.

In den Lichthof des Gropius-Baus ist der Zutritt kostenfrei. Hier findet man »untitled 2024 (tomorrow is the question)«, eine Installation aus Tischtennisplatten mit der Inschrift in vielen



Rirkrit Tiravanija: »untitled 1997 (a demonstration by faust as a sausage and franz biberkopf as a potato)«, 1997

Sprachen. Besucherinnen können den ganzen Tag lang spielen. In der Mitte des Raumes gibt es einen Holzturm mit einer Bühne (»untitled 2024 [demo station no. 8]«), über eine Holztrasse barrierefrei zugänglich, auf der jeden Tag von 15 bis 17 Uhr Präsentationen, Performances, Workshops und Spiele durch Initiativen aus der Nachbarschaft angeboten werden. Vorbild war die »Raumbühne« (1924) Friedrich Kieslers, wie überhaupt Tiravanijas Arbeiten voller Verweise, Referenzen und Zitate sind. Der Titel der Ausstellung zum Beispiel stammt aus dem Fassbinder-Film »Angst essen Seele auf« (1974). In der Installation »untitled 1993 (café deutschland)« (benannt nach der gleichnamigen Bilderserie Jörg Immendorfs) kann man an einem Resopaltischen sitzend türkischen Mokka mit Kardamom trinken und Tee in einem orangefarbenen, großen Zelt (»untitled 1992 [cure]«). Die Partizipation »viele(r) Menschen« und ihre

Interaktion ist der wesentliche Teil von Tiravanijas Kunst. Diverse Sitzgelegenheiten und ein provisorisches Bett auf einer Bambusmatte stehen bereit, um sich auszuruhen oder zu schlafen.

Ein merkwürdiges Gefühl von Leere und Melancholie beschleicht einen, während man durch die Ausstellung schlendert. Für Tiravanija steht der Prozess im Fokus, der entsteht, wenn »viele Menschen« zusammenkommen, zusammen essen, trinken, spielen, ruhen, soziale und kulturelle Differenzen inklusive: »Kunst hat immer versucht, den Menschen die Möglichkeit zu geben, frei zu handeln, frei zu denken, frei zu sehen, frei zu hören«, sagt Tiravanija. Ist das möglich innerhalb der Institution? Und was ist los mit der Welt, in der das nur noch im Museum geht?

■ Rirkrit Tiravanija: »Das Glück ist nicht immer lustig«, Martin-Gropius-Bau, Berlin, bis 12. Januar 2025

Endzeitszenarien ■ Wirtschaft als das Leben selbst. Von Helmut Höge

Man sprach vor etlichen Jahren bereits von der »German Angst«. Jetzt beschert all die Kriege und Krisen den Deutschen eine erneute Realangst, jedenfalls sind die Praxen der Verhaltenstherapeuten und Tiefenpsychologen mächtig überlaufen, wie mir der Berliner Atemtherapeut Christian Großheim kürzlich erzählte.

Ich erinnere mich, dass ein Friedensaktivist, ich meine, er hieß Kohl oder so, 1982 ein Buch publizierte, in dem er die Folgen einer atomaren Verstrahlung in Oberhessen schilderte. Fürchterlich: Der Autor weidete sich an verstrahlten Toten. Dazu muss man wissen, dass der März-Verleger Jörg Schröder, der damals dort lebte, 1980 in der Zeitschrift *Transatlantik* eine Geschichte veröffentlicht hatte, in der es um »Atomminendepots an

der DDR-Grenze« ging. »Alle vierzig Kilometer entlang der Grenze hat die NATO Munitionsdepots eingerichtet, die auch Atomwaffen enthalten. In als Wasserwerke getarnten Sprengstoffbunkern lagern zusammen mit konventionellem Sprengstoff hochradioaktive Atommünen, die für die entlang der Grenze ausgehobenen Atomminenschächte bestimmt sind.« Die US-Amerikaner, die diese Atommünen vom Typ »Golf« dort im Angriffsfall zünden wollten, um die Sowjetarmee zu stoppen, hatten die Gegend als »Ground Zero« ausgewiesen. Das war kein Endzeitgeraune.

Es gab schon früher apokalyptische Phantasien – unter anderem von Arno Schmidt, der 1951 die Erzählung »Schwarze Spiegel« veröffentlichte. Darin schildert er in Tagebuchform als »der letzte Mensch«, wie er sich

aus den menschenentleeren Dörfern Sachen holt, die er für den Bau und die Einrichtung einer Hütte in der Lüneburger Heide braucht. Anders das Kinderbuch »Die grüne Wolke« von Alexander Neill. Die schwelt über der Erde und versteinert alle Menschen – bis auf acht Internatsschüler und ihren Lehrer Neill, die sich in einem Luftschild oberhalb der grünen Wolke befinden. Als »die letzten Menschen auf der Erde« wollen sie nun eine neue Ordnung schaffen. Jedes Kapitel ist eine Episode, die Neill seinen Schülern vorm Einschlafen erzählt. Wenn ihn einer kritisiert, lässt Neill ihn in der nächsten Episode sterben.

Einigermaßen metaphorisch reden derzeit 600 russische und 15 belarussische Atomwissenschaftler von »Endzeit«, weil man ihnen in der »European Organization for Nuclear

Research« (CERN bei Genf) gekündigt hat. Von »wahren apokalyptischen Zuständen in der Heimat« berichten dagegen die nach Deutschland geflüchteten Ukrainerinnen, bei denen sie eine Anstellung als Putzfrau, Köchin, Pflegerin oder Kindermädchen fanden – das sind nicht wenige.

Aber wie apokalyptisch ist das denn, bitte, was die US-Mathematikerin Cathy O'Neil im Zuge ihrer Studie »Weapons of Math Destruction« (2016) herausfand? Nämlich dass die Anwendung von Algorithmen in Versicherungen und bei Stipendienvergaben Arme, Schwarze und Personen aus »schlechten Wohngegenden« diskriminiert – und so laut O'Neil »die Demokratie unterminiert«.